

Die Bauern von Steig.

11

Roman von Alfred Suggenberger.

Ueber die Scholle, an der wir so hangen,
Sind viele liebe Menschen gegangen,
Haben geackert und geäät,
Haben gelbes Korn gemäht.

Satt und gebeugt ist mancher geschritten,
Mancher hat heimlich Sehnsucht gelitten,
Fragende Augen blickten stumm
Nach geähten Wundern sich um.

Stammleklippen regten sich leise —
Ungefunen blieb die Weise,
Sank wie fernes Glockengeläut
In des Alltags Not und Streit.

Dankend möcht' ich die Hand euch geben,
Allen, die euch ein hartes Leben
Nicht zu stumpfen Knechten gemacht!
Ihr gabt dem Acker heimliche Macht:

Eure Lieder, die niebeskreiten,
Geistern über des Feldes Breiten,
Und der Müd'ling, bedrückt und froh,
Läuscht verkommen: was klingt denn so? . . .

Meine Nachbarn und ich.

Ich bin fest überzeugt, daß ich an keinem geeigneteren Ort hätte zur Welt kommen können, als just auf der Steig. Hierin unterscheide ich mich in keiner Weise von meinen Nachbarn: es gibt bei uns wenige Menschen, die es nicht als eine besonders glückliche Fügung des Himmels betrachteten, auf der Steig geboren und heimatgenössig zu sein. Fast wie eine Lächerlichkeit weisen sie den Gedanken von sich ab, daß man auch anderswo auf der Welt sich so recht innerlich geborgen fühlen könnte. Vielleicht hätte sich jeder von ihnen ein besseres Plätzchen für sein Erdbendasein ausgesucht, wenn man sie hätte wählen lassen. Aber nun sind sie da, ihre Augen sind gleichsam eingestellt auf das Dorf und den steilen Nebenhügel dahinter; auf die Wiesen und Ackerzungen, denen jede Jahreszeit andere Farben und eine neue Seele gibt. Nicht zu vergessen den weißgetünchten Kirchturm mit dem käsbissenförmigen Dach. Es ist wirklich eine eigentümliche Sache, wie dieser Kirchturm alles, was auf der Steig lebt und schafft, mit ruhigem Ernst und mit ewiggleicher Freundlichkeit in seinen Frieden nimmt.

Es soll nun niemand glauben, daß wir uns aus der Welt draußen garnichts machten oder nichts von ihr wissen wollten. Wir lesen in Büchern und in Zeitungen mit besonderer Vorliebe von weit entlegenen Dingen und Geschichten. Wir lauschen andächtig zu, wenn uns jemand von den Vorzügen und Wundern der Fremde berichtet. Aber indem wir einander dabei verstohlen ansehen, liest jeder in den Augen des andern den selben heimlichen Beschluß: Ich bleibe halt da, wo ich bin.

Viele Leute werden lächeln über unsere Art. Laßt sie, werden sie sagen, es ist nicht viel bei ihnen zu holen. Ihre Herzen sind stumpf, um große Dinge einzulassen. Ihr ganzes Denken, all ihre arme Mühe geht wahrhaftig auf in der Sorge um Heuweather und Viehpreise. Und ihr inniges Geheimnis sind die Speckzeiten im Rauchfang.

Rein. So ganz ohne Glück und ohne Not fliehet unser Dasein doch nicht hin. Wir Bauermenschen machen uns manchmal auch Gedanken und erleben vieles, das wir für uns behalten. Wir können mitunter seltsame Träume spinnen und ganz unflugen Sachen nachhängen, wie andere Menschen kinder, die zartere Hände haben. Wir können auch Liebe und Haß fühlen. Und wer viel allein ist mit dem Wind, mit der Sonne und mit den Bäumen, dem grüßt sich oft ein Wort oder eine Gebärde unaussprechlich ein.

Es ist etwas wunderliches um die Liebe. Aber auch der Haß hat seine schönen Seiten, es tut einem rechtchaffen wohl, zu einem Menschen sagen zu können: „Mit dir will ich

nichts. Weder Streit noch Einigkeit. Bloß Schaden will ich dir.“

Wenn ich die Wahrheit bekennen soll, so bin auch ich nicht immer mit der Liebe allein ausgekommen. Aber nur einen Menschen habe ich recht von Herzen gehaßt: den Armenpfleger Stöcker. Ich habe nicht ermangelt, ihm bei jeder Gelegenheit so viel zu leid zu tun, als in meinen Kräften stand. Nicht zuletzt seinetwegen habe ich erst neulich wieder eine kleine Schuldenlast auf mich geladen, indem ich an Jakob Inzubens Gant den Sohrenader für zweitausend Franken erstand. Er hätte das schöne Stück Land fürs Leben gern zum Aufrunden seines Gutes gehabt. Und er hat es gar nicht fassen können, daß ich junger Anfänger den Mut haben würde, ihm vor der Sonne zu stehen, ich weiß, daß ihn der Neger fast getötet hat. Und das tat mir wohl. Den Streifen Jungwald gegen Trüb hinab, mitten in seinen schönen Buchenbeständen, hab' ich dem Stöcker auch vor der Nase weggezwickelt, obgleich er zu teuer war und ich das Geld für die erste Fristzahlung beim Trottenwirt entlehnen mußte. Ich hab's getan und es freut mich noch heute.

Dieser schöne, wie beschnittene Haß ist in frühen Kindertagen entsprungen und ich weiß es denen Dank, die mir ihn ins Herz gelegt. Dafür, daß er sich mit meinem ganzen Leben und Sein verknüpft und mit mir stärker und härter geworden ist, dafür hat der Armenpfleger Stöcker selber gesorgt. Rechtzeitig habe ich in ihm den Feind meines Lebens gewittert und bin ihm nie mit einem andern Gedanken genahet. Ich habe diesem Haß mehr zu verdanken als mancher besseren Eigenschaft, deren ich auch besitze.

Von meinen Eltern wußte ich die längste Zeit nicht viel mehr, als was mir mein erster Pflegevater, der Schneider Eng von ihnen berichtet hat: „Dein Vater hat geigen können, aber die Mutter schaffte stark und starb daran.“ Etwa ein Jahr nach meiner Geburt hatte mein Vater sein geringes Heimwesen im Oberdorf an das Stelzenhöflein vertauscht, das in beschaulicher Einsamkeit an der schmalen Straße gegen Gehren hinaus liegt. Er hatte sich damit wohl verbessern wollen; Eng behauptete zwar, es sei Größenwahn gewesen. Sei dem, wie ihm wolle, das Wagnis schlug für ihn und für uns alle nicht zum Guten aus. Weinade mein erstes bewußtes Erinnern geht auf eine Zeit zurück, in der das für mich Unheimliche, ja Entsetzliche geschah, daß jeden andern Tag der Schuldenwibel Kleiner von Gehren in unser Haus kam, sich in Stall und Kammer führen ließ und ein Häuptlein Vieh, ein Stück Hausrat nach dem andern aufschrieb; den Heustock, die Garben auf der Balkendiele, den Kasten in der Stubenkammer mit den zwei Sprüchen darauf. Ich weiß noch, wie die Mutter in der Küche weinte, ich sehe den Vater, wie er gesenkten Kopfes mit schlaff niederhängenden Armen hinter dem Kleiner dreintappt, manchmal stillstehend und ein merkwürdiges Lächeln gleichsam mit den leise zuckenden Schultern lachend oder von sich abschüttelnd. Dieses Lächeln habe ich nachher an keinem Menschen gesehen, ich betrachte es im Stillen als eine Art Sondereigentum.

Und auf jenen Abend besinne ich mich auch, da der Vater spät beim Zwielicht von einem Ausgang heimkam, trotz der grimmigen Kälte ohne Rock und Hut, schwankend und in böser Laune. Die Bankherren in Krien seien auf's Lüpflin so schlecht wie der Stöckerli, der ihn hineingeritten habe. Es sei ihm aber jetzt alles gleich, seinetwegen könne man schon morgen ganten. Den Rock und den Hut habe er drunten in Trüb über das Brüdengeländer hinabgeworfen, zum Betteln brauche man ja keinen Sonntagstaat.

Er hätte ihn ohnehin nicht mehr gebraucht. Eine Lungengentzündung legte ihn auf's Totenbett. Und dann kam eins aufs andere. Schwere Dinge, von denen ich nicht gleich hätte wissen sollen, die mich aber aus verworrenen Andeutungen um so unheimlicher anllickten. Denn die Base Käni in Gehren, bei der mich die Mutter über die böseste Zeit versorgt hatte, war nicht geschickt, mir die Augen zu schließen. Dafür war sie reich an Trost, sie sagte jeden Tag wohl zehnmal zu mir: „O du armer Bub, du armer Bub! Herrjesst auch! Es ist nur gut, daß du noch klein bist und von allem nichts weißt.“ Wie mir dieser Trost bekam, daran erinnere

Ich mich noch heute gut. Das Schwere, Ungewisse brütete über meinen Tagen wie eine dunkle Wolke, die das Schweben verlernt hat und sich leise immer tiefer senkt. Wenn jemand ins Haus kam, sprach die Base stets mit gedämpfter Stimme; im Anfang war es gewöhnlich, als ob sie alles mit den Händen und Ellbogen machen wollte. Doch blieb ihre Rede nicht „ja ja“ und „nein nein“, und in der Regel hatte sie bald vergessen, daß ich auf der Ofentreppe kauend auf jedes ihrer Worte acht gab. Immer endeten ihre Ausführungen und Berichte mit einer wohlgemeinten Nutzenanwendung. „O die gut' arm' Emile! Da siehst man's wieder ekmall! Wenn sie auf die Reute gehört und den Stäbli-Sameel genommen hätte! Dann stände sie jetzt am vollen Barren und hätte ungesorgt Brot. Der Sameel hat zwölf Haupt, sage zwölf Haupt Vieh im Stall und ein Roß! Und nun steht sie auf der Gasse und ist eine Witfrau dazu! Das wird gut sein für ihre Krankheit, — wenn man es dazu auf dem Herzen hat! Es ist halt bloß ein Glück, daß der Bub von allem noch nichts versteht.“

Wenn ich auf solche Reden ins Geulern kam, tröstete mich die Base mit wehleidiger Zärtlichkeit. „Es beelendet dich halt, gäll! Ja ja, du hast recht! Wenn du erst wüßtest! Ach — der Herrgott tut vielleicht dann ein Einsehen.“

Was sie mit dem Einsehen meinte, verstand ich nun freilich nicht. Aber ein anderes Wort verstand ich schon damals und habe es bis heute nicht vergessen: „Der Stoder ist schuld.“

Ich weiß nicht, ob ich dieses Wort je einen Menschen aussprechen hörte; vielleicht meine Mutter. Ich weiß es nicht. Aber es lag in der Luft: Der Stoder ist schuld!

Der Armenpfleger Stoder hat, als der Stelzenhof vergantet wurde, die drei bestgelegenen Acker und den Wald im Mesmerholz an sich gebracht. Eben zu dem Ende habe er dem Vater seinerzeit zu dem verhängnisvollen Tausch geraten und ihm auch mehrmals mit Geld ausgeholfen. Und als Vertrauensmann der Bank habe er dann in der schwierigsten Zeit zur Ründigung geraten. —

Ich bekenne es ungen, daß meine Wiege im Oberdorf gestanden hat. Denn wenn man auch von meinem Herkommen weiter gar nichts wüßte, so würde auf der Steig schon hieraus jedes Kind erraten, daß es mit mir nicht weit her sein kann. Man fragt bei uns nicht: Habenichts oder Bauer? Man fragt einfach: Ober- oder Unterdorf? Im Oberdorf stehen eng ineinander gebaute Häuser mit unzähligen Gebrechen, oft drei, vier Wohnungen mit Scheune, Stall und Wagenschöpflein unter einem First zusammengezwängt. Die Stuben sind eng und die Küchen sind dunkel. In den niedrigen Ställen haben selten mehr als zwei Kühe und ein Rind oder ein paar Ziegen Platz. Die Scheumentore brauchen nicht breit zu sein, man sagt spottweise, die Oberdörfler können ihre Heufuder bei einem Gewitter mit dem Milchnapf zudecken.

Aber jedesmal, wenn eines dieser kleinen, eingestemmten Höslein feil wird, taucht mit tödlicher Sicherheit ein Liebhaber auf, der es um jeden Preis haben will. Das Sprichwort sagt nicht umsonst: „Ein Oberdörfler weiß, wo er hingehört.“ Es wird sich nicht so leicht einer auswärts anfaufen. Man mag ihm zehnmal vorrechnen, er sei lebendig begraben, mit allem Scheiden bringe er es nicht auf einen grünen Zweig. Der Bescheid wird immer lauten: Wo's ein anderer gemacht hat, mach ich's auch.“ Ein Oberdörfler glaubt sein Ziel erreicht und seinen Lebenszweck erfüllt zu haben, wenn er sagen kann „Ich hab es machen können.“ Man hat auch wirklich selten erlebt, daß einer sich nicht über Wasser gehalten hätte. Immerhin, wenn der Viehhändler Kreil auf die Steig kommt, geht er gewöhnlich zuerst ins Oberdorf. Und einige dieser Schuldenhinder schicken ihre Kinder nach Trüb hinab in die Fabrik.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schweizerischer Dichter-Bauer.

Seit etwa zehn Jahren verbreitert sich der Strom des neu-deutschen Schrifttums ins Land hinein. Die Pionierarbeit der Jüngst-deutschen beginnt in dem Maße ihrer Ueberwindung Früchte zu tragen, von deren Art jene Stürmer und Dränger keine Ahnung hatten. Sie glaubten, der Dichtung neues Terrain erobert zu haben, indem sie der schöpferischen Persönlichkeit zu ihrem Recht verhalfen und indem sie sich mit Leidenschaft in die Brandung des sozialen Kampflebens der Gegenwart warfen. In der Großstadt, in den Industriezentren mit ihrem Arbeiterproletariat, ihrer aus allen bürgerlichen

Schichten zusammengewürfelten Gesellschaft suchten und fanden sie die Stoffe und Probleme, in deren mehr oder minder künstlerischer Darstellung das alleinige Heil der modernen Dichtung erblickt wurde. Unterdessen war das Land fast unbeachtet geblieben. Nur in wenig Romanhöpferungen kam es als schilderungswürdiger Gegenstand zu vorübergehender Geltung. Da setzte die Heimatkunstbewegung ein. Erzielte sie auch keine nennenswerten Erfolge — ein Verdienst hat sie doch: sie wies beharrlich auf ein Gebiet hin, das seit Jahrzehnten brach gelegen hatte, das um bestwillen auch gute Ernte versprach, sobald ihm Dichtertalente aus dem Volke erwüchsen. Heute nun kann man behaupten, vor vollendeten Tatsachen zu stehen. Der Zustand der schöpferisch begabten sowohl der Arbeiterklasse als dem Bauerngeschlecht angehörigen Dichter und Darsteller wird stärker von Jahr zu Jahr. Zu keiner Zeit, als gerade jetzt, läßt sich deutlicher erkennen, daß dichterische oder künstlerische Fähigkeiten nicht das Vorrecht akademischer Bildung sind. Der schöpferische Genius schlummert in der Brust auch des ärmsten Proletariats und drängt ans Licht. Fast scheint sich schon heute Richard Wagners prophetische Ahnung zu bewahrheiten: „Der Künstler der Zukunft — Dichter, Darsteller, Musiker, Plastiker und Maler — wird das Volk sein!“ Wir sehen's bei den Scandinaviern, wie bei den Romanen, Slawen und bei den Deutschen. Mit Leichtigkeit ließe sich eine große Tafel voll Namen schreiben, deren Träger, direkt vom Volke gekommen, bedeutsame Schöpferthaten vollbracht haben — und vollbringen.

Ichnen dürfen wir als einen der jüngsten, doch nicht letzten der schweizerischen Bauernzähler Alfred Huggenberger anreihen. Wir kennen zwei Bilder von ihm. Das eine läßt seinen ausdrucksvollen Kopf, seine sinnende Stirne und klarleuchtenden Augen sehen; das andere zeigt ihn bei der Arbeit, wie er vor seinem Hause eine Sense dengelt. Huggenberger steht schon im 45. Lebensjahre; und sein junger literarischer Ruf beweist, daß er spät zu schreiben begonnen hat. Aber er hat lange stille Lehrjahre, in denen er an sich gearbeitet hat, hinter sich. Huggenberger muß es damit heilig ernst genommen haben, sonst wäre er bei seinem öffentlichen Hervortreten nicht bereits ein Eigener gewesen. Uebrigens ist er keineswegs der einzige schweizerische Landmann, der neben dem Ackerpflug die Feder des Dichters im Wappen führt. Und er hat auch mit allen anderen das gemein, daß er als Lyriker seinen Ausgang nahm. Sein Erstling war ein Band Gedichte „Hinterm Pflug“. Eine volle Persönlichkeit spricht sich darin aus. Der Erdenwinkel, wo er lebt und schafft, ist seine kleine Welt; und sie bedeutet ihm alles: Mühsal und färgliches Glück. Seitdem ließ er sich als Erzähler vernehmen. Zunächst brachte er sechs kleinere Geschichten „Von den Kleinen Leuten“ und ein Jahr später fünf „Geschichten von Bauern und ihrem Anhang“ unter dem Titel „Das Ebenhöch“ (alle drei Bücher im Verlag von Huber u. Co. in Frauenfeld erschienen). In der umfanglichsten dieser Erzählungen („Der Acker am Herrentweg“) gibt Huggenberger eine Erklärung des Titels: „Wenn ein Fremder von dem Gemeinderat Spahn in Tischenloo wissen möchte, woher wohl das Dorf und die umliegenden Weiler und Höfe den wunderlichen Zunamen „Das Ebenhöch“ bekommen hätten, erhält er gewöhnlich zum Bescheid: „So etwas Dummes hat mich bis jetzt noch kein Mensch gefragt, das ist doch das Ebenhöch!“ Ist er besonders gut bei Laune, so fügt er etwa erklärend hinzu, es müsse einer jedenfalls ein halber oder ein ganzer Sternguder sein, wenn er“ an den 40 Jagarten topfebenen Landes zwischen Keurütti und Tischenloo vorbeigehen könne, ohne etwas dabei zu denken.“ Selbstverständlich hausen alle die in den beiden Geschichtenbüchern geschilderten häuerlichen Männer und Frauen, Jungvoll wie Alteute in dem hügeligen walddreichen Gelände zwischen der untern Thur, der Töh und dem Hörnliberg, wo ja auch der Dichter daheim ist. Und er stellt sie mit samt ihrer guten oder schlechten Befenheit so hin, wie er sie zeitlebens sah. Alle leben sie unter den gleichen Umständen, und die sind die denkbar einfachsten. Nun, wie jeder sich auf seine Art mit ihnen abfindet, ob er weiter denkt oder nicht, ob er sich nach einem glücklicheren größeren Dasein hinaussehnt, wenigstens hineinträumt in die Welt jenseits der Berge, oder letzten Endes doch der Heimat treu bleibt, weil er von ihr nicht loskommen kann: — in der liebevollen wahrhaftigen Darstellung offenbart sich eben der geborene Dichter, der doch zugleich mit diesen Menschen und mit der Erde da innig verwachsen ist. Man wird unwillkürlich an einen anderen großen schweizerischen Erzähler erinnert, nämlich an Albert Dähli, der zwar kein eigentlicher Bauer, sondern ein Pfarrer war. Aber bei allem Realismus Welch bedeutender Kontrast! Huggenberger scheint höher auszugreifen, tiefer im Gemütsgrund seiner Dörfler zu antern. Und vielleicht man das erste Buch Erzählungen Huggenbergers mit seinem zweiten, so findet man ein Fortschreiten im Gebrauch der künstlerischen Mittel, des psychologischen Spürstuns, der Oekonomie des Gestaltens. Am wunderbarsten bleibt aber dort und hier die Wahrnehmung, daß überall ein sein abwägendes selbstkritisches Maßonement die Führung behält. Sein bis jetzt erster Roman „Die Bauern von Steig“, mit dessen Abdruck heute begonnen wird, zeigt den Dichter, der sich in „Gideon Reich“ selbst gezeichnet hat, auf dem sonnigen Wege — zur Höhe. e. k.

Der Laubenkolonist.

Balkonblumen.

Vor noch nicht langer Zeit sah man in Berlin nur wenig Balkone, und diese waren, namentlich in den vornehmen Straßen, fast durchweg ungeschmückt. Wenn man Balkone mit Pflanzentücheln sehen wollte, mußte man schon in den nördlichen und östlichen Stadtteilen Umschau halten. Dort glich fast jeder Balkon einer Laube, in günstigeren Lagen umrankt mit wildem Wein, in ungünstigeren mit Efeu. Beide Schlinggewächse waren die hauptsächlichsten Balkonpflanzen. Heute hat sich die Sachlage wesentlich verändert. Der Balkon ist kein Luxusgegenstand mehr, denn beim Bau aller Miets Häuser, auch bei sogenannten Gartentwohnungen, wird auf Anbringung zahlreicher Balkone Rücksicht genommen. Die Hausagrarier wissen nur zu gut, daß jeder Mieter einer Wohnung mit solchem Anhängsel den Vorzug gibt. Die Balkone der Zwei- bis Dreizimmerwohnungen sind allerdings recht klein, oft nur von der Größe einer mittleren Kiste, weshalb sie der Berliner treffend „Schwalbennester“ zu nennen pflegt. Die mannigfachen Mängel, die den meisten Balkonen anhaften, rühren daher, daß sie von den Baumeistern überall da angebracht werden, wo sie sich am besten ausnehmen, leider aber ohne jede Rücksicht auf die Verhältnisse und die den Pflanzen günstigste Himmelsrichtung; andererseits sind die Brüstungen oft abgeschrägt oder so schmal, daß das Aufstellen von Blumenkästen in manchen Fällen eine Unmöglichkeit, in anderen ein Kunststück ist.

Wo keine Kästen aufzustellen sind, da ist auch nur selten mit Erfolg zu rechnen, denn in Blumentöpfen wachsen auf dem Balkon die Pflanzen nur spärlich und nehmen in der sonst günstigen Sonnenlage dadurch erheblichen Schaden, daß die heiße Sonne auf die Tontöpfe brennt, was nicht nur ein ungewöhnlich rasches Austrocknen der Erde zur Folge hat, sondern auch ein Verbrennen der Wurzeln zur Folge hat. Ton ist nämlich ein guter Wärmeleiter; er wird in der Sommerhitze glühend heiß. Die sich mit Vorliebe an die Innenseite der Gefäßwandung anlegenden Saugwurzeln, die die Haupternährung der Pflanze besorgen, verbrennen deshalb an der der Sonne zugekehrten Außenseite; ein Kränkeln und Eingehen der Pflanze ist die Folge. Aus diesem Grunde soll man auch die Anschaffung von kastenförmigen Tongefäßen für die Balkonbepflanzung möglichst vermeiden, in Sonnenlage unbedingt aber nur Holzkästen verwenden. Will man billig zu diesem Kästen kommen, so kauft man sich in der Regel ein oder zwei alte Eierkisten, schlägt sie auseinander und nagelt dann die entsprechend zugeschnittenen Bretter zu den gewünschten Kästen zusammen, die im Boden einige Abzuglöcher erhalten. Ein solcher Kasten ist entschieden billig, aber unhaltbar und deshalb unpraktisch. Bald vergehen sich die dünnen Bretter unter dem Einfluß der Feuchtigkeit und überhaupt infolge der wechselnden Temperatureinflüsse, die Nägel geben nach und überall entstehen klaffende Spalten, durch die die Wurzeln dem Licht und der Luft preisgegeben werden. Nach Verlauf des ersten Sommers sind diese Kästen geliefert, dabei war der Erfolg der Pflanzkultur in ihnen ein durchaus unbefriedigender.

Ein brauchbarer Balkonkasten soll aus gutem, glatt gehobeltem Kiefern- oder Fichtenholz bestehen; man darf ihn auch nicht zusammennageln, sondern man muß ihn spunden. Die Abzuglöcher im Boden stellt man mit einem Drillbohrer her. Die reichliche Anbringung solcher Abzuglöcher, die ein rasches Abfließen des überflüssigen Gießwassers gestatten, ist von großer Wichtigkeit. Die Länge und Breite der Balkonkästen richtet sich ganz nach den Größenverhältnissen des zu schmückenden Balkons. Ist die Balkonfront lang, so verwendet man besser drei Kästen, die zusammen die Gesamtlänge ausmachen, als einen einzigen, weil die Handhabung bei sehr großen Kästen Schwierigkeiten verursacht. Auf jeden Fall achte man darauf, daß die Kästen nicht zu schmal und nicht zu flach sind, eine Tiefe von 20 Zentimeter kann als normal betrachtet werden, eine ebenso große Breite ist vorteilhaft. Wo man aber wesentlich darunter bleiben muß, möchte ich Maßhalten in der Bepflanzung anempfehlen. Die Ansicht, daß man durch Vollstopfen der Kästen mit Schmuckpflanzen eine möglichst gute Wirkung erzielen könne, ist eine durchaus irrige. Ein vollbepflanzter Kasten sieht wohl anfangs noch mehr aus, im Laufe des Sommers aber kümmerst alles in ihm, weil sich die Pflanzen gegenseitig Licht und Luft nehmen. Man pflanze deshalb locker und warte in Geduld, bis im Laufe des Sommers durch die üppige Entwicklung der Einzelpflanze eine reiche und voll blühende Vegetation entstanden ist.

Wie vor etwa 30 Jahren wilder Wein und Efeu die Balkonkästen beherrschte, so beherrschen sie jetzt die Pelargonien in zwei verschiedenen Klassen; die Zonopelargonien, die auf jedem Blatt eine schöne schwarze Zone zeigen, und die Efeu-pelargonien, ausgezeichnet durch ihren hängenden Wuchs und glatte, sich fettartig anfühlende efeuformige Blätter. Von den erstgenannten Pelargonien trifft man vorzugsweise die feuerrot blühenden Sorten, namentlich Meteor, Perolina und einige wenige andere. Diese ewige Wiederkehr der rotblühenden Pelargonien, die übrigens nur in voller Sonnenlage eine befriedigende Entwicklung zeigen, wirkt außerordentlich eintönig. Ein vereinzelter Balkon mit rotem Blütenrand wirkt durch die Feuerkraft der roten Leuchtfarbe sehr angenehm, wenn aber an einem Hause acht bis zehn Balkone

in der gleichen Bepflanzung auftreten, die sich auch in den Nachbarhäusern wiederholt, so ist das nicht mehr schön zu nennen. Gerade im ständigen Wechsel der Farben liegt ein großer Reiz.

Der glückliche Balkonbesitzer muß sich aber damit vertraut machen, daß er nicht ganz nach Belieben das pflanzen kann, was er will, sondern nur das, was er pflanzen muß, was der Lage des Balkons entspricht. Auch muß man in Straßen, die von Osten nach Westen laufen und stark unter den vorherrschenden Winden und Stürmen leiden, die Anpflanzung von Gewächsen vermeiden, die leicht brechen. Solche Pflanzen sind z. B. die Efeu-pelargonien, in Berlin fälschlich Geranien genannt, die prächtig einfach und gefüllt blühenden, teils auch wohl duftenden Petunien, ferner die reizenden hängenden Glockenblumen.

Viele schönblühende Pflanzen erfordern freie Südlage. Südlage allein genügt aber nicht, denn es gibt direkt nach Süden gerichtete Balkone, auf die während des ganzen Sommers kaum ein Sonnenstrahl fällt, weil die Sonne durch gegenüberliegende hohe Mietskasernen abgefangen wird. Man bergewissere sich vor der Anpflanzung erst darüber, wie lange und zu welchen Stunden der Balkon von der Sonne getroffen wird.

Balkone mit voller Morgen- oder Nachmittagsonne sind fast stets die der Pflanzkultur am günstigsten gelegenen. Hier gedeihen viele Blütenpflanzen, die in direkter Südlage verbrennen würden, wie das duftende Heliotrop mit Blüten vom hellsten Rosa bis zum tiefsten Blau, die unermüdlich blühenden Begonien, die Fuchsen mit ihren reizenden Blüthenkugeln, die Hortensien mit ihren großen, weißen, rosafarbenen und blauen Blütenbällen, aber auch alle solche Blütenpflanzen, die freie Südlage lieben, wie Pelargonien, Petunien, Glockenblumen u. a. Auf Balkonen, die nur ein bis zwei Stunden am Tage von der Sonne getroffen werden oder die kaum ein Sonnenstrahl erreicht, gebe man sich mit Blütenpflanzen irgendwelcher Art keine unnötige Mühe. Hier bleibt man am besten bei den alten Schlingern, dem wilden Wein oder dem Efeu. Beide Pflanzenarten können mehrere Jahre unbedenklich in den Kästen stehen bleiben, bevor sie neue Erde erhalten, sie überwintern gut im Keller. Der Efeu wächst sehr langsam und wird nicht geschnitten. Der wilde Wein ist, namentlich im Herbst, wenn sich das Laub prächtig rot färbt, von eigenartiger Schönheit, sehr raschwüchsig, muß aber immer wieder im Frühling stark zurückgeschnitten werden, um stets von unten auf grün zu bleiben. Wenn man von der Balkonbrüstung nach dem Hause Schnüre spannt und die Ranken an diesen hochzieht, kann man jeden Balkon mit wildem Wein rasch in die schönste, gemüthlichste Laube verwandeln.

Wo der Balkon reichlich Sonne erhält und der Besitzer Wert darauf legt, ihn abweichend von den Balkonen der Umgebung zu bepflanzen, da empfehle ich nach Wahl weiße oder violett blühende hängende Glockenblumen, die sich auch abwechselnd in die gleichen Kästen pflanzen lassen, die neuerdings sehr in Aufnahme kommenden Gebirgshängnelken, die man an den Bauernjahren des Schwarzwaldes, in Tirol und in einigen Kantonen der Schweiz, meist in ausgedienten Kochtöpfen gezogen, in hoher Entwicklung findet. Sie sehen frisch gepflanzt anfangs etwas dürrig aus, bilden aber von Jahr zu Jahr stärkere Polster, die nicht selten einen Quadratmeter Wandfläche bedecken und einen reichen Flor entfalten. Auch die hängenden Glockenblumen sieht man in manchen Gegenden wunderbar entwickelt an den Fenstern der Landbevölkerung. Ich fand sie besonders schön in der Provinz Sachsen, dann auch in den Dörfern am Ostsee-Strande und auf der Insel Rügen. Eine zweijährige Glockenblume, hochwachsend, blau und in einer Spielart violett blühend, die Pyramiden-glockenblumen sah ich prächtig in den alten Stadtteilen Danzigs, vielfach auch an Gesteilen in verschiedenen Formen gezogen. Sie wird im Sommer gefät, dann im Freien überwintert, blüht im Sommer des darauffolgenden Jahres und stirbt nach der Samenreife ab. Prachtvolle Balkonpflanzen sind auch die Petunien. Seit einigen Jahren sieht man an vielen Berliner Balkonen eine tiefdunkel violettblau blühende Sorte, die in Karlsruhe entstandene sogenannte Kathauspetunie; sie wirkt sehr schön an Häusern mit blendendweißem Anstrich, kann aber auch überall abwechselnd mit einer weißblühenden Sorte gepflanzt werden. Man kann die Petunien spaliertartig ziehen, mit ihnen also die Balkonränder bekleiden, sie aber auch von der Brüstung herabhängend lassen. Manche Sorten duften wunderbar. Die Dauer der Einzelblüte ist sehr kurz, aber den ganzen Sommer hindurch folgt Blüte auf Blüte. Gefüllte Blüten haben eine längere Dauer, leiden aber bei feuchter Bitterung, da sie infolge der Füllung nach Regen schwer abrotten. Außerordentlich dankbar sind auch die Verbenaen, Sommerblüher von hängendem Charakter mit Blütenbällen in allen möglichen Farben; unter ihnen gibt es auch verschiedene tiefrot blühende Sorten.

Die große Bevorzugung roter Blüten ist auch in der vielfach zutage tretenden Widerstandsfähigkeit dieser Blütenfarbe gegen Regen und Sonnenbrand zu suchen. Weiße und lilafarbige Blüten werden immer zuerst fleckig und sonst in Mitleidenschaft gezogen.

Wo die Balkonbepflanzung nur sehr wenig oder gar nichts kosten soll, da kann man die frisch hergerichteten Kästen auch besetzt stellen, geht bei der Heranzucht aus Samen ein großer Teil des Sommers verloren, bevor der Pflieger eine Wirkung erzielt. Alle Samen, die man in Balkonkästen ausführen kann, erfordern

Sonnenlage. Die dankbarste, aus Samen im Kasten heranzugehende Sommerblume ist die rankende Papuzinerkresse in verschiedenen Arten und vielen Sorten, feuerrot, orangerot, hellrot und gelb blühend. Die großen, kapernförmigen Körner müssen sehr weilkäufig ausgelegt und zwei bis drei Zentimeter tief in die Erde gedrückt werden. Für 10 Pf. Samen genügt zur Ausflattung eines ganzen Balkons mit diesen Kressen. Es sind wirklich hübsche Pflanzen, die mehr verwendet werden sollten. Die Blätter schmecken sehr aromatisch und können auf Butterbrot, ähnlich wie Schnittlauch, verwendet werden. Die unreifen Samenkörner legen manche Hausfrauen ein und verwenden sie wie Kapern. Mit den meisten Sommerblumen wird man in Balkonkästen wenig Freude erleben, da sie zum guten Gedeihen Freilandkultur erfordern. Empfehlen könnte ich höchstens noch Reseda, Ringelblumen und Sommerchrysanthemum. Hier und da sieht man Sonnenblumen in Kästen, aber jede Pflanze macht nur einen kümmerlichen Trieb, der schließlich in einer kleinen Blume endet. Von Sommerchrysanthenpflanzen für Balkone, die in eine Laube verwandelt werden sollen, kommen in Frage: Triichterwinden, sehr schön, aber erst abends und nur bei trübem Wetter auch am Tage ausblühend, die prächtig duftenden wohlriechenden Wicken und der buntblättrige japanische Hopfen. Wirklich üppige Entwicklung erlangen Schlingengewächse nur im freien Lande, denn auch der geräumigste Balkonkasten bietet ihren Wurzeln zu geringe Ausdehnungsmöglichkeit. Das gleiche gilt auch für viele andersartige Blütenpflanzen, namentlich für die Rosen, die in Balkonkästen bald durch Wehrlaus (bei jugiger Lage) oder durch die unheilvolle Tätigkeit der Rosenblattlaus verkümmern.

Von großer Wichtigkeit ist auch die Erdfrage. Gewöhnlich ist es sogenannte Abfallerde, die man den Balkonbesitzern verkauft, also Erde, die aus alten, ausgetopften Blumentöpfen stammt, nur noch wenig Nährstoffe enthält, vielfach auch versauert ist. Wer Balkonbesitzer und auch zugleich Laubkolonist ist, sollte selbst in einer Ecke seines Gartens eine gute Erde ansehen, hergestellt aus gleichen Teilen Kuhdung, alte Laub-, Moos- und Rasenerde. Je länger diese Erde abgelagert und je öfter man sie durchmischt (umarbeitet), um so wertvoller wird sie. Auch gute, reine Mist- oder Mistbeeterde aus Gärtnereien, vermischt mit ein Drittel Lehm und etwas Sand, ist für Balkonkultur empfehlenswert. Die Vermischung von möglichst grobem Sand darf niemals vergessen werden, da sie die Erde frisch und gesund hält und die Wurzelbildung begünstigt.

Mit harten Sommerblumen können Balkonkästen schon jetzt besät werden, mit der Bepflanzung wartet man aber am besten bis kurz vor Pfingsten, zu welcher Zeit kalte Nächte nicht mehr zu befürchten sind. Man gießt anfangs sehr vorsichtig und nur vormittags, vom Juni ab, wenn sich ein gesunder Trieb in den Kästen zeigt, reichlicher und dann möglichst abends. Vom Hochsommer ab wird mit flüssigem Dünger nachgeholfen; man gibt entweder Nährlösung, 1 bis 2 Gramm auf 1 Liter Wasser, in welcher Verdünnung sie niemals schadet, oder Taubendung, 3 bis 5 Gramm auf 1 Liter Wasser. Da Nährsalz, Geflügeldung, Hornmehl und Blutwasser sehr stickstoffreiche Dünger sind, Stickstoff aber das Blattwachstum fördert und die Blütenbildung beeinträchtigt, so sind sie Blütenpflanzen mit Vorsicht zu geben, während hauptsächlich ihres Blätterwuchses wegen angepflanzte Schlingengewächse wie japanischer Hopfen, wilder Wein und Efeu öfter davon erhalten können.

Kleines feuilleton.

Was ist eine Milliarde? Die Rüstungsforderungen gehen jetzt nur noch in die Milliarden: im Deutschen Reich, in Japan, in Frankreich und wer weiß sonst wo noch werden nur noch Milliardensummen genannt. Was ist denn aber eigentlich eine Milliarde? Jeder, der eine gute Volksschule besucht hat, wird über diese Frage entrüstet die Nase rümpfen. Und dennoch ist das Wort nicht so Allgemeingut der Bevölkerung, wie man denken sollte. Um so mehr, als die Amerikaner unter einer Milliarde etwas ganz anderes verstehen als wir! Das mag vielen merkwürdig erscheinen, aber doch ist so. Wir verstehen unter einer Milliarde eine Zahl, die hinter der Eins noch neun Nullen hat, also 1 000 000 000. Das sind also tausend Millionen, während man unter einer Billion eine Million Millionen versteht. Das ist überall in der wissenschaftlichen Ausdrucksweise so. Die noch höheren Zahleneinheiten bildet man nach den lateinischen Zahlbezeichnungen: Trillion (eine Million Billionen, also 1 mit 18 Nullen dahinter), Quadrillion (1 mit 24 Nullen), Quinquillion, Sextillion, Septillion, Oktillion usw. Wie gesagt, weichen davon die Amerikaner ab. Mancher wird sich schon darüber gewundert haben, daß es bei uns wohl einen Haufen Billionen gibt, aber keinen einzigen Milliardär, die in Amerika nach geläufiger Anschauung nur so auf der Straße herumliegen, daß jeder anständige Mensch eigentlich Milliardär sein muß. Das kommt nicht allein daher, daß bei uns die Akkumulation der Vermögen noch in keiner Hand ein so weitgehendes Maß erlangt hat wie in Amerika, sondern auch an der Verschiedenheit der Bezeichnungsweise. Ein Milli-

ardär ist in Amerika ein Mann, der 100 Millionen Dollar im Vermögen hat, während er bei uns 1000 Millionen haben müßte. Wirkliche Milliardäre gibts daher selbst in Amerika nur wenige, so wenige, daß man sie fast dem Namen nach kennt. Und in ähnlicher Weise nennt man in Amerika 1000 Millionen bereits eine Billion. Das ist natürlich sehr irreführend, weil man eben der Kürze wegen für so große Zahlen immer die Wortbezeichnung zu schreiben und zu drucken pflegt, nicht die Zahlen selbst. Bei denen ist kein Irrtum möglich, sie sind wie die chemischen Formeln wahrhaft internationale Symbole. Die erwähnte Abweichung gebraucht man übrigens nur in Amerika. Dennoch besteht angeichts der Einbürgerung solcher Unarten wenig Aussicht, noch mal auf eine einheitliche Bezeichnungsweise zu kommen.

Von der Summe einer Milliarde macht man sich übrigens zu meist gar keine richtige Vorstellung. Die Riesentadt Berlin, allerdings nur die politische Gemeinde Berlin, nicht Groß-Berlin, mit seinen 2,1 Millionen Einwohnern, verteuert ein Gesamteinkommen von rund 1,5 Milliarden Mark. Acht Monate lang müßten also die Einwohner von ganz Berlin arbeiten und ihre gesamten Einnahmen abgeben, wenn sie die Rüstungsvorlage von einer Milliarde Mark bezahlen wollten. Lohnt es sich da überhaupt noch, die „Versicherungsprämie“, die man gegen die Unsicherheit bezahlen soll, aufrecht zu erhalten? Ist es nicht ein Un Ding, wenn ein Komplex von Groß-Berlin jahraus jahrein nichts weiter tut, als bloß für die Erhaltung einer Einrichtung zu arbeiten, die die Sicherheit unter Umständen herbeiführen kann, sie nicht etwa wirklich sichert? —

Paläontologisches.

Das Alter des Affenmenschen von Java. Gerade 20 Jahre sind vergangen, seit der belgische Zoologe Dubois die ganze gebildete Welt durch die Nachricht in Staunen setzte, er hätte in der Nähe der Ortschaft Trinil im östlichen Teile der Insel Java Gebeine aufgefunden, die das lange gesuchte Bindeglied zwischen Affe und Mensch erweisen sollten. Das Alter dieser Reste wurde der geologischen Epoche des Pliozän zugewiesen, die den letzten Abschnitt der Tertiärformation bildet. Da das Alter des Menschen nach früheren Funden bis in diese Zeit nicht zurückreicht, so war damit der Schluss betätigt, daß es sich um kein echtes Menschenskelett handeln könnte. Dubois hat an diesem Schluss festgehalten und ihn erst jüngst aufs neue zu verstärken gesucht. Eine Anzahl auch deutlicher Geologen ist seiner Ansicht beigetreten, aber noch vielmehr haben ihm widerprochen. Im Laufe der beiden Jahrzehnte ist über den Affenmenschen von Java oder, wie er mit wissenschaftlicher Bezeichnung genannt worden ist, Pithecanthropus erectus, eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben worden. Wenn man jetzt aus der ganzen Erörterung die Summe zu ziehen versucht, so ergibt sich, daß die Meinung der Mehrzahl der Gelehrten allmählich entschieden dazu neigt, diese einzigartigen Ueberreste für etwas jünger zu halten und in eine Epoche zu versetzen, in der zweifellos der Mensch bereits auf der Erde lebte. Die Frage könnte mit größerer Sicherheit entschieden werden, wenn sich in der unmittelbaren Nähe des Fundortes andere Reste von Lebewesen fänden, deren Art die genaue Bestimmung des Alters gestattete.

Diesen Zweck verfolgten die beiden Selenta-Expeditionen in den Jahren 1906—1908. Es gelang eine große Sammlung von Pflanzenresten zu gewinnen, die wahrscheinlich aus derselben Schicht stammten und später von Professor Schuster in München bearbeitet wurden. Die Ablagerung, in der Dubois 1893 die Knochen seines Affenmenschen gefunden hatte, ist etwa 25 Meter dick und besteht aus verschiedenen Lagen von Tuffen, vulkanischen Bomben, vulkanischer Asche und Ton. Die Entstehung der ganzen Schicht wird danach zum Teil einer Zusammenstreuung durch Flüsse oder in einem ganzen See, zum Teil einer Zusammenwehung durch den Wind zugeschrieben. Die Pflanzenteile, die darin vorkommen, bestehen in Blattabdrücken, Braunkohle und versteinertem Holz. Außerdem sind noch einige Tierreste aufgedeckt worden, nämlich Süßwasserfische und einige im Wasser abgeriebene und daher unkenntlich gewordene Knochen. Unter den Pflanzen sind nicht weniger als 64 Arten erkannt worden, von denen noch keine ausgestorben ist. Fast zwei Drittel der Pflanzenarten kommen noch heute auf der Insel Java vor. Auf diesem Befunde gründet sich hauptsächlich das Urteil, daß Dubois das Alter seines Affenmenschen zu hoch veranschlagt habe und daß er nicht viel älter sein könne als der berühmte Heidelberger Mensch (Homo heidelbergensis), dessen Reste 1907 in der Ortschaft Mauer bei Heidelberg durch Schootenjad entdeckt wurden.

Prof. Perry aber widerspricht jetzt in der Wochenschrift „Science“ diesem Schluss als zu weitgehend, da keine Möglichkeit gegeben sei, den Fund in Deutschland mit dem in Java dem Alter nach zu vergleichen. Es sei auch anzunehmen, daß in den Tropen auch in jener weit zurückliegenden Zeit ein gleichmäßigeres Klima geherrscht habe als in der gemäßigten Zone, wenn auch die Pflanzenfunde darauf hindeuten, daß Java damals etwas kühler und regenreicher gewesen sei. Dazu kommt, daß die Tier- und Pflanzenwelt von Java heute sogar von denen der nächstbenachbarten Inseln Sumatra und Borneo auffällig unterschieden ist. Die Erörterung über den Affenmenschen von Java scheint also noch immer nicht abgeschlossen zu sein und wird wohl auch nicht zur Ruhe kommen, wenn nicht noch ganz neue aufklärende Funde hinzutreten.